

7 Synthesen von Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung

Landeskultur und Benutzerpark

Obwohl Migge eine ausgefeilte funktionalistische Theorie der Gartenarchitektur vorlegte, konnte der Funktionalismus nie in der Landschaftsarchitektur Platz greifen, weil diese, zumindest in ihrer akademischen Form, immer mehr sein will als nur eine handwerklich fundierte Gebrauchskunst. Ihr Anspruch, für das Höchste, nämlich für kulturelle Sinnstiftung, zuständig zu sein, bewirkt eine Hybris, die sich weniger auf die Herstellung von Gebrauchswerten als vielmehr auf die künstlerische Ausgestaltung einer wie auch immer gearteten zukunftsorientierten kosmologischen Einheit von Kultur und Natur begründet. Die Landschaftsarchitektur sieht sich daher als ›wagemutig-innovative‹ Disziplin für ›das Eigentliche‹ und doch oder gerade deshalb wird bei der theoretischen Erschließung neuer Betätigungsfelder wie in altindustriellen Regionen oder in verstädterten Gebieten auf der Sinnebene immer wieder nur einfach alter Wein in neue Schläuche gefüllt, bis hin zur Reproduktion völkischer Begründungsmuster. Ihre ›Theoriebildung‹ hat daher auch maßgeblich die Aufgabe, dies zu verschleiern und nimmt so letztlich ideologische Charakter an. Was ein mutiger Bruch mit ›alten‹ Natur- und Landschaftsverständnissen sein soll, führt dann dazu, dass man ihnen umso stärker verhaftet bleibt, sodass die ostentative Beschäftigung mit der städtischen Kultursphäre dann auch die Aufgabe hat, darüber hinwegzutäuschen. So entsteht die paradoxe Situation, dass das ›Leben‹ in seiner individuellen Eigenart und Vielfalt wichtiger ideeller Bezugspunkt bleibt, die gegenüber dem als kulturell unfruchtbar verstandenen ökologisierten Naturschutz ideologisch wichtige Ablehnung naturalistischer Argumentationsmuster aber dazu führt, dass man es nur noch partiell zur Kenntnis nimmt und eine ganze Welt aus der eigenen professionellen Perspektive ausschließt, nämlich die der Pflanzen. Diese ist aber ein maßgebliches Ausstattungselement von Freiräumen.

Gegen dieses wegen seines künstlerischen Anspruchs aus ihrer Sicht anmaßende und ›subjektive‹ landschaftsarchitektonische Aufgabenverständnis bringt die Freiraumplanung die Bedeutung des alltäglichen Gebrauchsnutzens ins Spiel

und wendet sich nach anfänglichen Versuchen, in der Landschaft den Ausdruck eines arkadischen Friedens in einer emanzipierten Gesellschaft zu sehen (Nohl), konsequent von Spekulationen über das Wesen von Kultur und Natur und damit auch über das Wesen der (Kultur-)Landschaft ab. Damit wird ebenfalls eine antinaturalistische Perspektive eingenommen und dennoch bleibt ein Bezug auf das ›Leben‹ als Alltagsleben der Menschen erhalten. Die Freiraumfunktionen und die Bedürfnisse der Nutzer sollen daher in der Hannoveraner Variante zum einen nüchtern empirisch bestimmt werden, um so Planung zu verobjektivieren. Zum anderen soll – dem uneingelösten Anspruch nach – durch historisch unterlegte Reflexion des Gesellschaftsverständnisses und der professionellen Gegenstandsbestimmung die theoretische Fundierung des Fachs weiter verbessert werden. In der Kasseler Variante bleibt hingegen die ›landschaftliche‹ Verbindung von natürlichen Standortpotentialen und alltäglichen Nutzungen erhalten, sodass sehr praxistaugliches Wissen zu konkreten Verhältnissen von Mensch und vegetationskundlich erfasster Natur in vorzugsweise urbanen Räumen erarbeitet werden kann. Die Freiraumplanung kann dann als eine Art Dienstleisterin fungieren, die die Gestaltung gebrauchsfähiger Freiräume planerisch unterstützt.

In beiden Ausrichtungen der Freiraumplanung hat der Bezug auf das Alltagsleben nicht nur eine praktische und politische, sondern auch eine sinnstiftende Funktion. Daher besteht die Theoriearbeit in beiden Fällen ebenfalls weniger in kritischer Selbstreflexion als vielmehr in der Demonstration des jeweils eigenen ›kritischen Bewusstseins‹ in der Auseinandersetzung mit den ideologischen Gegnern im Fach, seien es die Ewiggestrigen (Hannover), sei es gleich das ganze ›System‹ (Kassel). Beide Frontstellungen können auch miteinander verknüpft werden, sodass die mangelnde selbstreflexive Praxis ebenfalls zu einer Hybris führt, die spiegelbildlich zu der der Landschaftsarchitektur ist. Nur geht es jetzt dann nicht um kulturelle Innovation, sondern um politische Emanzipation, die dann auf die Demonstration der eigenen politischen Fortschrittlichkeit auf Basis eines ›richtigen‹ Bewusstseins hinausläuft. Bei der Kasseler Schule verknüpft sich diese emanzipatorische Perspektive zudem mit einem eigentümlichen Konservatismus, der – aus guten, praktischen Gründen – die Vorbildfunktion historisch gelungener räumlicher Problemlösungen hochhält. In der Summe wird dann mangels Reflexivität eine intellektuelle Stagnation erzeugt, die u.a. dafür verantwortlich ist, dass die Freiraumplanung in den 1990er Jahren dem landschaftsarchitektonischen Revival nichts mehr entgegensetzen konnte und ihr eigenständiges Profil verlor, sodass sie als Aufgabengebiet der Landschaftsarchitektur absorbiert werden konnte.

Doch existierten bereits vorher schon Ansätze, die die Funktionalität von Landschaften und städtischen Freiräumen betonten und gleichzeitig einen kulturell motivierten Gestaltungsanspruch hatten, also eine Synthese von gebrauchsorientierter Freiraumplanung und funktional ausgerichtetem Entwerfen darstellten und nicht einfach nur ›feindliche Übernahmen‹ waren. Zum einen handelt es sich um die Kon-

zeption der Landeskultur in der DDR (Pniower), zum anderen um benutzerorientierte Landschaftsarchitekturauffassung in der BRD (Grzimek). Bei Pniower stellt der Sozialismus die zum völkischen Weltbild alternativen Werte. In der Pflanzenverwendung ergibt dies eine ›internationalistische‹ Haltung gegenüber fremden Arten. In der BRD führt hingegen Grzimek die Prinzipien der Freiraumplanung mit denen der Landschaftsarchitektur zusammen, konnte aber aus den oben genannten Gründen keine funktionalistische Alternative innerhalb der Landschaftsarchitektur etablieren. Das heißt aber nicht, dass man daraus nichts lernen könnte. Doch ergibt die Rekonstruktion beider Ansätze kein allgemeines ›Rezept‹. Vielmehr zeigt sich, dass sie jeweils individuelle Vermittlungen von Gebrauchsinteressen und Gestaltung sind, die auf die jeweiligen zeitgenössischen politisch-kulturellen Rahmenbedingungen reagieren.

7.1 Landeskultur als sozialistische Alternative zum Heimatschutz

Pniower stellt sich zunächst entschieden gegen den Heimatschutz. Bezeichnend für seine Position ist, dass sich daher in seinen grundlegenden Werken der Begriff der Eigenart nur am Rande findet, etwa wenn es allgemein gesagt wird, dass auch die Landeskultur Rücksicht auf landschaftliche Eigenarten nehmen müsse (vgl. Pniower 1953, 121). In diesem Punkt gleicht seine Position der von Migge, auf den er sich auch bezieht. Dieser hatte den Begriff der Eigenart durch den der Typik ersetzt. Ein Typ hatte den Status eines praktisch bewährten Modells, das seine Allgemeingültigkeit nicht durch ein völkisch definiertes landschaftliches Wesen erfährt, dem es entspringt, sondern durch seine empirische Gebrauchsfähigkeit im Alltag. Er transzendiert idealtypisch seine Funktion in seiner Gestalt und weist durch die Reduktion auf das Notwendige eine stilvolle Klassizität auf. Ähnlich wird bei Pniower die Landschaft gedacht. Sie ist nicht Ausdruck des ›Wesens‹ des in ihr wohnenden Volkes, wohl aber der sozialistischen Gemeinschaft, und wird konsequent nach dem empirischen und nicht spekulativen Kriterium des Nutzens ausgerichtet. Dieser gilt jedoch nicht wie im liberalen Weltbild als ausschließliches Kriterium, sondern es wird die Auffassung aufrechterhalten, eine reichhaltige Kultur in klug gestalteten Räumen, die Schönheit mit Zweckmäßigkeit verbindet, sei die Grundlage humaner Existenz. Das ist bei aller weltanschaulichen Distanz abstrakt eine Parallele zum Heimatschutz.

Die starke Nutzenorientierung von Pniowers Ansatz drückt sich in seiner Bezeichnung für das Fach aus, das er mit *Landeskultur* bezeichnet.¹ Diese entstammt der ökonomisch motivierten Intensivierung der Landnutzung des 18. Jahrhunderts und bildete seinerzeit neben der Landschaftsgartenbewegung den zweiten Strang

1 Zur Landeskultur in der DDR vgl. Dehmel und Fiedler (1976).

der Landesverschönerung. Die daraus resultierende ländliche Nutzungsintensivierung durch Flurbereinigungsmaßnahmen machte man aber in der weiteren historischen Entwicklung für die Vernichtung landschaftlicher Eigenart verantwortlich, was Anlass für die Entstehung des Heimatschutzes war. Dieser hielt das Ideal einer Einheit von Zweckmäßigkeit und Schönheit weiterhin aufrecht und schrieb in letzter Konsequenz den modernen Bruch mit sinnvollen Traditionen und die Durchsetzung rein nutzenorientierten Denkens dem Verlust an völkischer Substanz zu.² In der Konsequenz gingen die ökonomisch motivierte *Landeskultur* und die gestalterisch orientierte *Landschaftskultur* getrennte Wege (vgl. Haber 2001, 11). Da Pniower sich gegen den völkischen und rassistischen Kontext der Landschaftsgestaltung wendet und Nutzen als oberstes Kriterium in Anschlag bringt, schließt er zum einen an die Tradition der Meliorationen in der Flurbereinigung an. Diese sollen aber zum anderen gleichfalls kulturell bewusst in einem gestaltenden Ansatz fortgeführt werden. Daher ist der Begriff *Landeskultur* für seinen Ansatz schon fast zwingend, denn es sollen identitätsvolle Freiräume und Landschaften gestaltet und mehr als nur technisch optimierte Funktionsräume hergestellt werden, sodass auch hier, wie im Heimatschutz, nur aus anderen politischen Motiven, die Tradition der Landesverschönerung hochgehalten wird.

Die antivölkische Stoßrichtung von Pniowers Theorie drückt sich auch darin aus, dass in seinem Konzept nicht völkische Kolonialbauern die deutsche Kultur verbreiten oder weiße Pioniere die amerikanische, sondern dass, wie bei Migge und Mattern (vgl. Mattern 1950), friedliche Gärtner eine Vorbildrolle einnehmen. Das ist unter den gesellschaftlichen Verhältnissen, unter denen Pniower wirkte, zwingend, denn der Sozialismus verstand sich auf ideologischer Ebene zwar als internationalistisch, aber nicht als imperialistisch. Und so lernen Gärtner aus der universellen Geschichte des Gartens und intensivieren als »natürlicher Techniker« in der friedlichen inneren Kolonisation die Landnutzung, indem die Landschaft den sich ändernden modernen Bedürfnissen angepasst wird. Durch die Verwirklichung des landesverschönernden Ideals einer Identität von Schönheit und Zweckmäßigkeit soll den zeitgenössischen Nutzungen dann ein künstlerischer Ausdruck, also ein zeitgenössischer Stil verliehen werden. Wenig überraschend ist, dass Pniower – wie Mattern und wie die Freiraumplanung, insbesondere Kasseler Herkunft, – eine überwiegend naturschützerisch-konservierende Haltung gegenüber der Landschaft zurückweist, obwohl er Heimatpflege und Naturschutz durchaus auch als gesellschaftliche Ziele anerkennt (vgl. Pniower 1948, 89; 1952). Denn wo das ursprünglich Natürliche vorhanden sei, solle man es seiner Ansicht nach auch als authentisches historisches Zeugnis in Reservaten erhalten (vgl. ebd., 134). Das läuft auf eine Art Naturdenkmalpflege im Sinne von Conwentz (1904) hinaus.³ Das »Kopieren«

2 Vgl. auch Kap. 2.1.

3 Vgl. dazu Kap. 2.

natürlicher Zustände, vor allem auch in der Stadt, wird hingegen abgelehnt, weil produktiv etwas »neues Besseres« geschaffen werden müsse (Pniower 1948, 222).

Obwohl der Begriff Eigenart in diesem Konzept keine systematische Rolle spielt, bedeutet das also nicht, dass die Landschaft ohne Rücksicht auf ihren Charakter entwickelt werden soll. Für die Stadt als moderner Lebensort heißt das wiederum, dass sie einen eigenen gesteigerten und vermenschlichten Ausdruck haben müsse (vgl. ebd., 126–127). Bei dieser Aussage bezieht sich Pniower vor allem auf das Stadtgrün und verweist bereits auf den eigenständigen Charakter der städtischen Vegetation, die sich wesentlich aus verwilderten fremden Arten zusammensetzt. Er nennt für Berlin u.a. die Robinie, den Götterbaum, den Eschenahorn und den Bocksdom (vgl. Pniower 1953, 131). Mit dieser Erkenntnis ist er seiner Zeit weit voraus, denn die besondere Typik der Stadtnatur wurde von der Westberliner Stadtökologie erst in den 1980er und 1990er Jahren entdeckt (vgl. Körner 2005a, Kap. 3). Landeskultur bedeutet für ihn wesentlich die Integration fremder Arten, wenn sie vorzugsweise aus verwandten Klimazonen stammen und besser als die heimischen auf künstlich entstandenen Standorten gedeihen, dort also letztlich wüchsiger sind. Gestaltung heißt für Pniower dann die Schaffung einer neuen Raumtypik, die aber ohne Bezugnahme auf den Endzweck der Ausgestaltung einer völkischen Eigenart individuell und charaktervoll sein muss. Diese Typik drückt im Sinne Migges vor allem auch das *praktische* Wesen einer Gestaltung aus. Denn die Arten, die wegen ihres besseren Wachstums eingebürgert werden, erfüllen schnell bestimmte Funktionen und erbringen daher bei weniger oder gleichem Aufwand mehr Nutzen.

7.1.1 Dendrologie als Basiswissenschaft der Pflanzenverwendung

Die Differenz Pniowers zum Heimatschutz wird daher besonders in der *Pflanzenverwendung* deutlich. Diese wurde während des Nationalsozialismus verwissenschaftlicht, indem sie auf die Pflanzensoziologie gegründet wurde. War die Verwendung fremder Pflanzen bei der Gestaltung von Gärten weiterhin auch dann als »bodenständig« erlaubt, wenn sie nicht das Landschaftsbild beeinflussten (vgl. Körner 2001b, Kap. 5.2.1), so sollten letzten Endes bei der Gestaltung von Landschaften die dort vorkommenden natürlichen Pflanzengemeinschaften rekonstruiert werden. Pniower lehnt dagegen mit veränderter Stoßrichtung die Fundierung der Landschaftsgestaltung in der Pflanzensoziologie als kulturell unproduktiv ab, weil er ebenso wenig wie Migge die natürlichen Artengemeinschaften rekonstruieren, sondern künstlerisch überzeugende zeitgemäße Nutzungen mit entsprechender Artausstattung verwirklichen will. Wüchsige fremde Arten sollen daher vor allem auch in der Forstwirtschaft eingesetzt werden. Ähnliches galt für die Landschaftsgestaltung im Nationalsozialismus, wenn Nutzeninteressen zu wahren waren, nur sollten diese dann an den Wegrändern durch heimische Arten eingefasst und mittels dieser neu aufgebauten Waldränder zur Landschaft hin abgeschildert wer-

den, um das traditionelle heimische Landschaftsbild zu wahren (vgl. Wiepking 1942, 273–274). Da aber bei ihm nichts kaschiert werden soll, tritt Pniower für eine ›ehrliche‹ Ästhetik ein, die ihre Funktion nicht verbirgt.

Da die vordringliche Aufgabe nicht die konservativ-bewahrende Einfügung in eine vorhandene Eigenart ist, sieht er auch nicht in der Pflanzensoziologie, sondern in der *Dendrologie* die wissenschaftliche Grundlage für eine angemessene, d.h. nutzbringende und auch physiognomisch überzeugende Pflanzenverwendung. Mit ihrer Hilfe soll die in der letzten Eiszeit verarmte mitteleuropäische Vegetation systematisch und effektiv mit fremden Arten aus ähnlichen Klimazonen Nordamerikas und Ostasiens angereichert werden. Pniower will also die Artenarmut Mitteleuropas bekämpfen, die Seifert, Tüxen folgend, als ein notwendig zu akzeptierendes Schicksal betrachtet hatte (vgl. Seifert 1942, 23). Dabei handelt es sich für ihn erwartungsgemäß nicht um eine Florenverfälschung, sondern vielmehr um »eine Wiederherstellung der durch einen Unfall verarmten Landschaft« (Pniower 1953, 19), die die natürlichen Potenziale Mitteleuropas wieder entwickelt (vgl. ebd., 104) und nicht wie Tüxen über die Potentielle Natürliche Vegetation spekuliert. Stattdessen sollen Arten aus fremden aber verwandten Pflanzengesellschaften mit heimischen kombiniert werden. Vervollkommenung der landschaftlichen Eigenart heißt daher dann nicht Ausgestaltung der Eigenart als Entwicklung einer *gemeinsamen* Herkunft aus einem bestimmten Raum, wie im völkischen Ansatz, und auch nicht Sieg des Überlegenen nach individualistischem Muster,⁴ sondern die Kombination verwandter Arten aus *verschiedenen aber verwandten biogeografischen Reichen mit ähnlichen Klimabedingungen*. Dieser Ansatz ist also weder rein regionalistisch, noch universalistisch, weder ausschließlich konservativ noch liberal, sondern eine Mischung aus beiden Welten. Die damit einhergehende Bereicherung kann nach Pniower dann soweit gehen, dass eine fremde Art sich nicht einfügen muss, wie im konservativen Verständnis, sondern im Gegenteil sogar die ganze Typik einer Landschaft bestimmen kann. Als Beispiel nennt er die aus Afghanistan stammende Zypresse, die in ihrer säulenförmigen Kulturform das Ideal einer speziellen italienischen Landschaft, wenn nicht sogar das Idealbild der klassisch mediterranen Kulturlandschaft überhaupt prägt (vgl. Pniower 1953, 35). Sind die Arten bereichernd, dann gewinnen sie in jedem Fall für Pniower – und hier kommt er nicht um das Wort herum, um einen gelungenen Integrationsprozess zu beschreiben – »am neuen Standort [...] Heimatrecht« (ebd., 32).

Mit dieser Theorie der Pflanzenverwendung wird trotz Pniowers Opposition zum Heimatschutz auf der Ebene der Naturausstattung eigentlich nur nachvollzogen, was schon in dessen Verhältnis zur Industrie angelegt war: Die universelle Industrie konnte mit ihren Artefakten anerkannt werden, wenn diese charakteristisch waren: Dann war es sogar akzeptabel, dass sie ganze Regionen, wie

4 Vgl. Kap. 3.1.

das Ruhrgebiet, prägten.⁵ Aus heutiger Sicht könnte man Pniowers Position als ökologisch nicht mehr haltbar betrachten, weil selbst dann, wenn fremde Arten nicht pauschal für die Verdrängung oft ohnehin bedrohter heimischer Arten verantwortlich gemacht werden können, gewisse Risiken vor allem gesundheitlicher und ökonomischer Art blieben (vgl. Kowarik 2010). Allerdings ist weltweit eine Wanderung der Arten zu beobachten, die vielleicht beeinflussbar aber wohl nicht aufhaltbar ist (vgl. Pearce 2015). Ausgehend von der Frage, ob sich in den Städten eine neue Umwelt mit neuen spezifischen Arten herausbildet, wie ja schon Pniower festgestellt hat, beschreibt Sukopp deshalb zwei gegenläufige Prozesse innerhalb des derzeit in Mitteleuropa ablaufenden raschen Artenwandels, nämlich

1. den letztlich durch die Industrialisierung bewirkten Rückgang heimischer Arten, der in den Roten Listen erfasst werde, und
2. die Durchmischung der Floren und Faunen durch anthropogene Einführung (vgl. Sukopp 2002, 496).

In den mitteleuropäischen Großstädten übertreffe die Zunahme der Artenzahlen durch Einwanderung die Verluste.

»Die mitteleuropäischen Standortverhältnisse [...] würden einer weitaus größeren Anzahl von Arten die Existenz erlauben, als zur Zeit hier vorkommen. Insbesondere haben wir keine Veranlassung, anzunehmen, dass die Mehrzahl der Arten der nordamerikanischen und ostasiatischen Laubmischwaldgebiete gemäßigten Klimas sowie der Kolchis (also der nemoralen Zone) aus klimatischen und edaphischen Gründen von der mitteleuropäischen Flora und Fauna ausgeschlossen sind. Auch eine sehr große Anzahl von Arten anderer biogeographischer Gebiete erträgt das mitteleuropäische Klima, wie insbesondere das Gedeihen zahlreicher exotischer Pflanzenarten in Freilandkulturen – in botanischen Gärten – eindrucklich belegt.« (Ebd., 496)

Ihre Einwanderung werde lediglich durch biogeografische Barrieren, wie sie seit dem Tertiär bestehen würden, verhindert. Diese Barrieren würden aber für viele Arten mit dem weltweiten Verkehr zunehmend aufgehoben. Eine Durchmischung der biogeografischen Reiche »liefe darauf hinaus, dass es trotz weltweiter Ausrottung eines großen Teils der Arten lokal und vor allem regional zu einem außerordentlichen Anstieg der Artenzahlen kommen würde. Ihr derzeitiger Rückgang wäre – auf lokaler und regionaler Ebene! – ein vorübergehendes Ereignis.« (Ebd., 497) Dies gilt aber nicht für die autochthonen Arten und nicht für die weltweite Situation.

5 Vgl. Kap. 2.1.4; 2.1.5.

Diese Durchmischung der Arten, die Pearce (2015) auch als Chance sieht, vom Naturschutz wenig beachtete devastierte Gebiete zu renaturieren, ist natürlich für den gängigen, im konservativ-idiographischen Weltbild begründeten Naturschutz ein Gräuel.⁶ Seine Bedenken gegen diesen Prozess leiten sich – wie wir gesehen haben – auf einer fundamentalen Ebene von zivilisationskritischen Zweifeln gegenüber der gleichmacherischen Moderne ab, die dann mit organizistischen ökologischen Theorien gestützt werden. Die durch die Einwanderungen entstehende Vielfalt ist unter diesen Vorzeichen keine ›richtige‹, sondern Ausdruck eines gestaltlosen Chaos. Entsprechend führt Sukopp auch die Auffassung, die Natur der Stadt sei wegen ihrer vielen fremden Arten gar keine echte, auf kulturpessimistische und romantische Bewertungen des städtischen Bürgertums zurück (vgl. ebd., 491–492). Im enger gefassten Naturschutz ist sie aber noch immer weit verbreitet. Davon unabhängig ist jedoch gerade in Zeiten des Klimawandels aus wirtschaftlichen und medizinischen Gründen Vorsicht geboten: Zwar ist eine Veränderung der Artenausstattung unausweichlich, doch wandern auch Schädlinge oder Krankheitsüberträger, wie Zecken, ein. Dessen eingedenk sollte sich die Diskussion daher weniger um die ›richtige‹ Art der Natur drehen als vielmehr um die Vermeidung von Risiken.

7.1.2 Gestaltung der Artwanderung

Da er fremde Arten nützlich findet, stellt Pniower Überlegungen dazu an, wie der Prozess der Artenwanderung bewusst gestaltet werden kann. Neben dem Nutzen ist für ihn die *ästhetische Bereicherung* der vorhandenen Physiognomie ein weiteres Kriterium. Daraus folgt, dass sich eingeführte Arten im praktischen Gebrauch und ohne falsche Effekthascherei und romantische Sentimentalität bewähren müssen.⁷ Da dies auch eine Stilfrage ist und die Integration fremder Arten nicht durch oberflächliche Prunksucht bestimmt sein soll, betont Pniower die Notwendigkeit eines *sicheren Geschmacks* bei der Landschaftsgestaltung. Dieser ist wichtig, damit keine willkürlichen »Sammelsurien möglichst ›kurioser‹ Gehölze« entstehen (vgl. ebd., 87), wie das der Heimatschutz immer befürchtet und auch Migge kritisiert hat, sondern eine gestalterische »Gesamtkomposition« (ebd., 88) zustande kommt, die Pniower in der physiognomischen Tradition des Landschaftsgartens sieht (vgl. ebd., 89–91). Neben dieser Tradition hebt er auch den naturgärtnerischen Gestaltungsansatz von

6 Vgl. Kap. 3.1.

7 Vgl. dazu die zahlreichen Beispiele in Pniower (1953). Sein Gestaltungsverständnis erweist sich gegenüber der völkischen Landschaftsgestaltung als echte konzeptionelle Alternative und wird daher hier angeführt. Das sollte aber auch hier nicht zu unangemessenen Idealisierungen führen. Man müsste sich vielmehr mit der Hybris des sozialistischen Fortschrittsoptimismus auseinandersetzen, der sich z.B. im »Großen Stalinschen Plans zur Umwandlung der Natur« oder den großräumigen Flurbereinigungen in der ehemaligen DDR zeigt. Auch hierzu hat die die Geschichtsschreibung der Hannoveraner Schule nichts beigetragen.

Lange, den Migge der unangemessenen Pflanzenliebhaberei geziehen hatte, besonders hervor. Auch dessen Ansatz ist physiognomisch orientiert, insofern im Garten auf Basis der Pflanzensoziologie Bilder der Pflanzengemeinschaften heimischer Landschaften dargestellt werden sollen. Diese müssen aber künstlerisch transzendiert werden, weil im Garten diese Darstellung schon aus Maßstabsgründen nie in authentischer Form gelingen kann. Daher können auch physiognomisch passende, fremde Pflanzen verwendet werden, um charakteristische Landschaftsbilder nicht nur herauszuarbeiten, sondern um sie auch künstlerisch zu überhöhen.⁸ Hansen entwickelt – wie wir im folgenden Kapitel sehen werden – daraus dann ab den 1960er Jahren in Verein mit vegetationskundlichem Wissen seinen Ansatz der Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen. Hier werden heimatschützerische und vegetationskundliche Interessen – Nutzung des Standortpotenzials und Verwirklichung von standörtlicher Eigenart – mit gestalterischen Interessen – räumliche Gliederung des Gartens mit Bäumen, Sträuchern und Stauden – vereint und diese grundsätzlich kulturell motivierte Perspektive gegen die ausschließlich naturschützerisch orientierte Naturgartenbewegung der 1980er Jahre, die mit Gestaltung wenig anzufangen wusste, verteidigt.⁹

Bei Lange sollte im Garten die Typik der vorhandenen deutschen Eigenart mit fremden Pflanzen herausgearbeitet werden, während bei Pniower zwar ein physiognomisches Verwandtschaftsverhältnis vorliegen muss, aber durchaus auch eine *neue* Typik entstehen kann, die nicht auf den Garten beschränkt ist. Dessen Nutzen wird bei Lange nicht so betont wie bei Migge,¹⁰ doch ist er u.a. Ort der Pflanzenliebhaberei und Rezeption überhöhter deutscher Landschaftsbilder und somit auch ein Ort der Erholung. Pniower hingegen argumentiert ebenfalls physiognomisch und verbindet dies erstens mit einer expliziten Nutzenorientierung und zweitens mit der Aufgabe der Hervorbringung neuer Gestaltungen. In Erweiterung des Funktionalismus, bei dem sie keine wesentliche Rolle spielt, wird diese Gestaltungsaufgabe auf die ganze Landschaft bezogen (Holzproduktion, Windschutz, Erholung). Sinnvolle Gestaltungen stellen sich also nicht unbewusst als Nebenprodukt einer räumlichen Akkumulation sinnvoller Einzelnutzungen her, sondern werden – wie im Heimatschutz – bewusst geschaffen. Dabei kommt der Pflanzenverwendung eine besonders landschaftsprägende Rolle zu.

Eine besondere Rolle spielt die Pflanzenverwendung auch im Ansatz Grzimeks. Er stellt die zweite funktionalistisch geprägte Alternative zur künstlerisch geprägten Landschaftsarchitektur dar, der wie bei Pniower aber wiederum auf seine eigene Art und Weise die Prinzipien von Freiraumplanung und Gestaltung verbindet.

8 Vgl. dazu und zur weiteren Entwicklung der Naturgartenbewegung Kap. 8.

9 Vgl. Kap. 8.1.2.

10 Vgl. Kap. 6.1.3.

7.2 Benutzerpark als demokratisches Grün

Lässt sich Pniowers Ansatz in die politische Ideologie einer sozialistischen Gemeinschaft einordnen, so entwickelt in der BRD Günther Grzimek¹¹ eine ganz eigene Synthese von Nutzungsorientierung und Gestaltung. Er kritisiert in einer Art, die sehr der Kasseler Schule nahekommt, die bisherige Tradition der Landschaftsgestaltung und Grünplanung, die sich beide nie völlig aus repräsentativen feudalen Traditionen gelöst hätten. Außerdem verharre die Landschaftsarchitektur in einem individualistischen Verständnis von Planung als Gartenkunst. Daher versuche sie immer, ein eigenes charakteristisches Gartenkunstwerk zu schaffen, das letztlich künstlerische Originalität ausdrücken solle. Grzimek versteht sie hingegen als Dienstleisterin in einer demokratischen und nicht mehr so einfach obrigkeitsstaatlich zu gängelnden Gesellschaft. Auch er hat im Gegensatz zur späteren Landschaftsarchitektur noch einen stark pflanzenverwenderischen Bezug. Ihm kommt es daher zentral auf die Schaffung von *Gebrauchsgrün* im so genannten *Benutzerpark* an (vgl. Hennecke 2013, 96).¹²

7.2.1 Die Besitzergreifung des Rasens

Zu einer fortschrittlichen Auffassung von Planung gehört vor allem die prinzipielle Betretbarkeit von Freiräumen als Voraussetzung ihrer Aneignung, wie sie auch in den 1980er und 1990er Jahren von der Kasseler Schule gefordert wurde. Jene bereits erwähnte »Besitzergreifung des Rasens« (Grzimek 1983), der lange reines Repräsentationsgrün war und deshalb nicht betreten werden durfte, steht daher bei Grzimek als Metapher für die Demokratisierung der Parknutzung. Allerdings schwärmte auch schon Migge (1913, 22) von einem entsprechenden Pragmatismus der englischen Parknutzung,¹³ der in den mit rationellen geometrischen Grundrissen ausgestatteten deutschen Volksparks zu Beginn des 20. Jahrhunderts dann Programm wird: Spielflächen mit Gebrauchsrasen entstehen, häufig sogar in ihrem Zentrum (vgl. auch Hennecke 2013). Nach Hennecke bezieht sich Grzimek ferner zur weiteren Untermauerung seiner Auffassungen auf bestimmte Landschaftsforschungen, die er jedoch nicht mit Quellenangaben belegt (ebd., 102). Welche Forschungen gemeint sind, sagt sie nicht, zeigt sich aber sehr schnell, an den verwendeten Begriffen wie Randeffect, Reliefenergie und Mannigfaltigkeit (vgl.

11 Günther Grzimek und der wohl bekanntere Bernhard Grzimek (vgl. Kap. 4.2.3.2) waren Vettern; mündlicher Hinweis von Wolfgang Haber.

12 Nach Hennecke gibt Grzimek jedoch die Geschichte der Garten- und Landschaftsarchitektur sehr einseitig wieder und unterschlägt vor allem jene Tradition von Volksgärten und -parks, um die fortschrittlichen Anteile seiner Auffassung eines Benutzerparks umso stärker herausstellen zu können.

13 Vgl. Kap. 6.1.2.

Grzimek 2013, 119), die im Großen und Ganzen aus der Landschaftsplanung Ende der 1960er Jahre stammen: Letztere ist ein altertümlicher Ausdruck für Vielfalt, während die beiden ersten Begriffe in der Landschaftsbildanalyse Hans Kiemstedts zur Ermittlung des Vielfältigkeitswertes einer Landschaft eine zentrale Rolle spielen. Denn er setzt voraus, dass Vielfalt für deren Erholungswirksamkeit zentral ist und durch eine einfache Methode gemessen werden kann. Demzufolge ist sie an den Rändern verschiedener Landschaftsbestandteile, wie an Wald- oder Gewässerrändern, am größten und somit am intensivsten erlebbar. Ein bewegtes Relief beugt zudem der Monotonie des Landschaftsbildes vor, dessen Eigenart selbst jedoch nicht explizit erfasst werden soll, weil – entsprechend dem instrumentellen Paradigma – kein individueller Ausdruck erfasst, sondern ein universell vergleichbarer quantitativer Wert ermittelt werden soll. Im ›weichen‹ Bereich landschaftlicher Bedeutung, der bislang künstlerisch-gestalterisch interpretiert wurde, wird mit der Messung des Vielfältigkeitswertes eine Vorgehensweise etabliert, die der ›schönen Landschaft‹ einen konkreten Nutzen zumisst, um so den Landschaftsschutz ›rational‹ zu begründen. Da der Nutzen in der Erholung besteht, werden auch Maßstäbe für städtische Erholungsparks gesetzt (vgl. Körner 2001b, Kap. 3 und 4). Damit vollzieht Grzimek für die Parkgestaltung nach, was Kiemstedt als Begründung für einen modernen Landschaftsschutz formuliert hatte. Der ideale Park weist somit eine bewegte Topografie auf, darf überall betreten werden, bietet vielfältige Nutzungsmöglichkeiten und zusätzlich auch noch ›Biotope‹. Er ist daher bei allem Pragmatismus kein architektonisch geformter Volkspark, sondern in neuer Form die Wiederauflage des arkadisch aussehenden Landschaftsparks, der jetzt als besonders erholungswirksam bewertet wird und Aspekte von Naturschutz integriert.

Grzimeks Gestaltungsauffassung ist jedoch nicht nur durch Naturschutz und Landschaftsplanung geprägt, sondern auch durch den aufkommenden Umweltschutz. In seinem von Hennecke et al. (2013) nachgedruckten Basistext (Grzimek 1973) führt er aus, dass es seit der Publikation des Club of Rome über die Grenzen des Wachstums im Jahr 1972 nicht mehr allein mehr darauf ankomme, städtische Grünflächen auszubauen und Landschaften zu schützen, denn auf der Ressourcenebene und »aus gestaltpsychologischer Sicht« drohten »schwere Gefahren« (Grzimek 2013, 116),¹⁴ die wenig beachtet würden. Da Umweltschutz als technisch orientierter Ressourcenschutz zu verstehen ist, deutet Grzimek an, dass es nicht einfach nur um ein ›Mehr‹ an Grünfläche gehen könne. Vielmehr ist die Qualität der Flächen zu steigern. Und da die Landschaftsbildanalyse auf die Reproduktion der Arbeitskraft baut und damit als planerisches Ziel vordergründig das der Sinnstiftung ersetzt, spricht Grzimek auch nicht mehr von einer kulturellen Aufgabe, der

14 Erstmals erschienen 1973, hier zitiert nach dem Nachdruck in Hennecke et al. (2013).

die Landschaftsarchitektur verpflichtet wäre, sondern szientifisch von Gestaltpsychologie als Basis der Anlage von Erholungsräumen. Diese wird von Planern und nicht etwa von Gestaltern bewerkstelligt. Die zentralen ›landschaftlichen Werte‹ bleiben aber erhalten, die die Auffassungen über den richtigen gesellschaftlichen Umgang mit der Natur steuern. Und da dies in der Landschaftsarchitektur auf die Darstellung vielfältigen und charaktervollen ›Lebens‹ hinausläuft, verwundert nicht, dass sich Grzimek besonders auch auf den Werkstoff Pflanze bezieht. Aber auch dieser wird vor allem unter dem Kriterium der Nutzbarkeit betrachtet.

7.2.2 Landschaftsarchitektonische Arbeit mit Vegetation

Seine Vorstellungen entwickelt er vor allem am Olympiapark in München, den er für die Olympiade 1972 gebaut hat. Dessen Gestalt folgt im Grundsatz jenen allgemeinen Merkmalen von Erholungslandschaften: ein bewegtes, an das Voralpenland erinnerndes Relief, freie Zugänglichkeit und Nutzungsmöglichkeiten sowie das Vorhandensein verschiedener ›Biotope‹ und damit auch von Rändern zwischen verschiedenen ›Lebensräumen‹. Die Gestalt des Parks sei also »von einer Landschaftsanalyse hergeleitet, die ganz allgemein Verhaltensmuster von Erholungssuchenden in der Landschaft zum Gegenstand hatte. So kam es zur Typisierung bestimmter Elemente der Landschaft: Park, See, Zugänge, Parkplätze erhielten für die jeweilige Situation charakteristische Leitpflanzen.« (Grzimek 2013, 118) Der Sinn dieser Typisierung ist nicht nur die Sicherstellung der Erholungswirksamkeit des Parks, sondern auch die Wiedererkennbarkeit und die *Erleichterung der Orientierung* der Parkbesucher. Daher wird die Charakteristik der Parkelemente noch mit typischen Pflanzen verstärkt.

Da die Gebrauchsfähigkeit des Parks im Vordergrund steht, ist, neben Kiemstedts Landschaftsbildanalyse und Migges funktionalistischer Gartentheorie, der – allerdings nicht erwähnte – Einfluss der Freiraumplanung Kasseler Prägung zentral für Grzimeks Vorstellungen. Er drückt sich vor allem in der Forderung nach prinzipiell freier Betretbarkeit des Geländes aus. Die Besucher können und sollen sich zumindest stellenweise selbst ihre Wege suchen:

»Wege sind zum Teil veränderbar. Sie sind oft dadurch entstanden, daß sie die Benutzer selbst schufen. Elemente, wie diese, kehren in der Veränderbarkeit der Vegetation, besonders der Gräser und Stauden, in den Wiesen wieder. Die Transplantation einer Sumpfwiese vom Starnberger See in die Olympialandschaft, auch Kies, Steine und Holzstämme, machen deutlich, daß hier gemachte Landschaft zugleich größere Freiheit für Menschen und Pflanzen anstrebt. Wiesenblumen können von jedermann gepflückt werden, weil sie in Massen ausgesät wurden.« (Ebd.)

Das Gelände werde visuell zur Stadt geöffnet und obwohl man sich in einem autonomen Grünkomplex befinde, erlebe man die Stadt und habe dadurch auch Orientierung. »Man weiß, wo man ist, man befindet sich in einer robusten Architektur aus grünen Elementen: Berg, See, Baum, Hain, Wiese und Sumpf, Ufer und Trampelpfad sind Bauelemente einer Landschaft, die naturhaft und zugleich strapazierfähig ist wie ein guter Gebrauchsgegenstand.« (Ebd.)

Diese Formulierung könnte von der Kasseler Schule stammen, auch wenn diese sicherlich etwas gegen die latent technokratische Verpflanzung von Biotopen und das ›Machen‹ von Landschaft gehabt hätte. Da bei Grzimek freiraumplanerische Einflüsse wirken, soll die Planung nicht nur als Dienstleisterin nüchtern für Erholungsnutzen sorgen, sondern er verfolgt auch noch einen politisch motivierten Erziehungsauftrag. Dieser richtet sich auf die Emanzipation des Individuums durch die freie Parknutzung (vgl. dazu auch Hennecke 2013, 97). Grzimek entwickelt diesen Anspruch in Abgrenzung zu einem anderen großen Landschaftspark in München:

»Ist der Englische Garten auf eine vorbestimmte Benutzung wie Gehen, Schauen, Sitzen auf vorbestimmten Wegen, Plätzen und Bänken mit vorbestimmten Ausblicken komponiert und das in grünen, wohlproportionierten Räumen, so ist der Olympiapark für Nutzungen eingerichtet, die weitgehend vom Benutzer selber bestimmt werden. [...] Ziel der Planung war die These: Weg mit den Zwängen der Stadt – hin zu freier Improvisation.« (Grzimek 2013, 118)

Freie Improvisation bedeutet hier Aneignung, die möglich wird, weil nicht zu viel festgelegt wird. Wie in der Kasseler Schule speziell und im ganzen Fach allgemein korrespondiert die konkrete Natur mit der schöpferischen Kraft der Subjekte. Allerdings ergibt sich bei der Darlegung dieses Verhältnisses durch Grzimek ein stärkerer Akzent auf dem landschaftsarchitektonischen Charakter der darauf aufbauenden professionellen Praxis: »Die Natur ist für den Landschaftsarchitekten der große Mitspieler – schließlich auch der eigentlich schöpferische Akteur. Es handelt sich also um eine domestizierte Natur. Was wir Landschaft nennen, ist durchweg eine vom Menschen kultivierte Natur.« (Ebd.) Auch hier ist die Natur also eine *natura naturans*, die ihre eigenen schöpferischen Potenziale hat, die erkannt und einfühlsam gefördert werden müssen, damit ›Kultur‹ entstehen kann. Trotz aller Kritik an der Fachtradition und bei aller umweltschützerischen Orientierung bleibt so das traditionelle Aufgabenverständnis erhalten: Die Landschaftsarchitektur kultiviert die Natur und benutzt sie nicht allein als Ressource. Allerdings wird ihr nicht explizit die Aufgabe gesellschaftlicher Sinnstiftung zugesprochen; es geht um Erholung und um individuelle Emanzipation in diesem Rahmen. Wie Nohl (1980) gezeigt hat, lässt sich daraus aber wieder leicht ein kultureller Sinnhorizont ableiten.

Da die (aktuellen) lokalen Potenziale gefördert werden sollen, gilt wie in der Kasseler Schule die von selbst kommende Spontanvegetation nicht nur als robust und daher als besonders gebrauchsfähig, sondern auch als authentischer Ausdruck des (urbanen) Standortpotenzials. Ein gutes Beispiel dafür ist nach Grzimek die spontane Vegetation der Isarauen in München (vgl. Grzimek 1983), die mit den Aneignungshandlungen der Erholungssuchenden zusammenspielt. Daher gehört für ihn seit dem Landschaftsgarten die Arbeit mit der Vegetation zum Berufsverständnis der Landschaftsarchitektur, die, zeitgemäß interpretiert, dann vor allem auch die Arbeit mit der Spontanvegetation beinhaltet. Da dabei insbesondere ihr Gebrauchswert und nicht der Zierwert oder die Repräsentationswirkung im Zentrum steht, kritisiert Grzimek ganz im Sinne der Kasseler Schule die städtische Grünplanung, die seiner Ansicht nach in einer überkommenen, letztlich feudalen Tradition »ihren Ehrgeiz auf die Gestaltung von Zier- und Schmuckanlagen auf repräsentativen Stadtplätzen« richte. Das Gleiche gelte auch für die Gartenarchitektur, die für das reichgewordene Bürgertum Privatgärten anlege (ebd.).

Obwohl Grzimek mit der Forderung nach gebrauchsfähigen Räumen programmatisch weitgehend dem Verständnis der Freiraumplanung folgt, hat er als Landschaftsarchitekt aber auch keine Scheu, von der Kasseler Schule tabuisierte Begriffe zu verwenden, wie Gestaltung, Kultur, Landschaft und Funktionalismus. Gestaltung verbindet demnach Funktionalität mit der »guten Form« und schafft Landschaft in verständigen Kultivierungsakten. Und da sich der Miggesche Funktionalismus in der Landschaftsarchitektur kaum etabliert hat, moniert Grzimek zu Recht, dass »der Gartenarchitekt« »die Phase des Funktionalismus« versäumt habe (ebd.). Er meint damit konkret zunächst das Ideal einer funktional gegliederten Stadt, zu der auch Erholungsflächen gehören. Die Landschaftsarchitektur hat in diesem Rahmen für eine vernünftige und qualitativ hochwertige Grünplanung zu sorgen und als Teil der Bauleitplanung Einfluss auf den Städtebau insgesamt zu nehmen. Auf den Umgang mit Vegetationsbeständen übertragen heißt dann Funktionalismus, dass das Kosten-Nutzen-Verhältnis ihrer Anlage und vor allem Unterhaltung zentral wird (vgl. ebd., 120; vgl. auch Grzimek 1983, 55).

7.2.3 Pflegekosten

Aus umweltschützerischer Sicht mag der Bau künstlicher Hügel und Biotope wenig ressourcensparend sein. Grzimek richte sein Interesse vor allem auf die Unterhaltung der Vegetation. Es sollen neue Vegetationsformen entwickelt werden, die dafür sorgen, dass bei der Durchgrünung der Städte auf geringstem Raum hygienische und therapeutische Effekte maximiert werden, wobei mit Sicherheit zu sagen sei, »daß die ästhetische Wirkung eines solchen Grüns, das auf der Basis rationaler Denkweisen entsteht, nicht geringer sein wird als das Grün, welches mit unnötigem Aufwand an Unterhaltungskosten eingerichtet wird« (Grzimek 2013, 120).

Grzimek formuliert damit Gedankengänge, die erst seit den 1990er Jahren in der Landschaftsarchitektur und im Landschaftsbau breit diskutiert werden, nämlich die Bedeutung der Pflegekosten. Zeitgleich mit ihm thematisiert aber vor allem die Kasseler Schule schon das Ideal einer sparsamen Organisation von Freiräumen, eines mäßigen Pflegeaufwands städtischer Vegetationsbestände und ihrer langfristige Überlebensfähigkeit. Ihre Ablehnung des Funktionalismus als technisch-verallgemeinernde Herangehensweise an ein lebensweltlich-konkretes Arbeitsfeld und damit z.B. auch der Funktionstrennung in der räumlichen Gliederung der Stadt mit ihrem verbreiteten sozial nicht nutzbaren Abstandsgrün sieht sie zwar fälschlicherweise durch Veblen theoretisch fundiert, doch ändert dies nichts daran, dass die von ihr vorgeschlagene lebensweltlich verankerte, dadurch individuelle und aneignungsfähige »sparsame« Freiraumausstattung praktisch hoch relevant ist. Auch Grzimek ist sich der Gefahr bewusst, dass durch eine zu stark technisch-funktionalistische Gestaltung zu wenig aneignungsfähige und gestalterische Vielfalt, also letztlich zu viel Monotonie, entstehen könnte, weil dann die Standardisierung überhand nimmt. Er sieht aber gerade bei der Pflanzenverwendung die geringste Gefahr, da Pflanzen lebendig sind:

»Bei der Pflanze sind wir besser daran, als beim seriellen Industrieprodukt. Der Grundtypus der Pflanze ist so geartet, daß alle Einzelteile ähnlich, jedoch nicht gleich sind. Ein Lindenbaum hat Tausende von Blättern, die alle Lindenblätter sind, aber nicht ein einziges ist mit einem anderen völlig gleich – nur ähnlich. Es wird behauptet, daß durch dieses Prinzip der Pflanze trotz größerer Serien Monotonie ausgeschaltet werden kann.« (Ebd., 120–121)

Wie bei Migge durchbricht also auch bei Grzimek die Pflanze den Schematismus, der durch Standardisierung und Massenproduktion entstehen kann, weil sie lebendig ist. Seine Beschreibung erinnert sehr stark an jene lebensphilosophische Charakterisierung natürlicher Formen, die das Gleiche immer wieder in individueller Variation wiederholen und Ähnliches aber doch nicht völlig Identisches reproduzieren, damit also letztlich Eigenart verkörpern.¹⁵ Genauso definierte Migge den Typ als Einheit von Individualität und Universalität, der dann auch nicht eintönig werden kann, sondern einen Nutzwert in stilistisch klarer Form zum Ausdruck bringt. Erst wenn ein Typ seriell in der industriellen Massenproduktion reproduziert wird, entsteht Immergleiches. Die Vegetation als lebendige Form bildet also auch bei Grzimek ein Gegengewicht zu monotonen Gestaltungen, der ansonsten weit hinter der Miggeschen Theorie der Typisierung zurückbleibt. Aber natürlich kann man auch sie der industriellen Logik unterwerfen und sie massenhaft produzieren und einsetzen. Dies geschieht in der Landwirtschaft, im

15 Vgl. Kap. 6.2.

Gartenbau und in der Forstwirtschaft tagtäglich und dementsprechend stehen monotone Agrarwüsten oder Wirtschaftsforste auch in der Kritik. Im Bereich der städtischen Grünplanung entstanden so in den 1980er Jahren die berühmten Monokulturen aus bodendeckenden Pflanzen, von *Cotoneaster dammeri* und anderen Arten, die als Klone massenhaft produziert wurden und die freie Betretbarkeit und damit die Aneignungsfähigkeit von Flächen behinderten, obwohl sie als Alternative zum Rasen beworben wurden. Diese Art von Pflanzenverwendung war, wie wir im folgenden Kapitel über Pflanzenverwendung sehen werden, sowohl der Auslöser für die Naturgartenbewegung der 1980er Jahre als auch der Kritik der Kasseler Schule an der amtlichen Grünplanung sowie für den Boom der Spontanvegetation in der Freiraumplanung und Landschaftsarchitektur allgemein.

Massenproduktion soll Kosten senken, was bei den Bodendeckern für die Investitionskosten bei Neuanlagen der Fall sein mag. Das gilt jedoch nicht für ihre Unterhaltung. Die Bodendeckerpflanzungen erwiesen sich daher letztlich als gar nicht so pflegeleicht und ökonomisch, wie immer behauptet wurde. Hard nennt sie

»Cotoneaster und Konsorten. Es handelt sich um Felsspaltenwurzler asiatischer und anderer Hochgebirge. Dort bilden diese Felsengebüsche stabile Dauergesellschaften; hier, in den Grünreservaten der mitteleuropäischen Stadt, haben sie gegen die Sukzession der Ruderalgesellschaften schon im 1. Jahr keine Chance. Da hilft nur Herbizid; dann ist 4–8 Jahre nach der Pflanzung zwar das Unkraut weg, aber auf dem vergifteten, strukturzerstörten Boden kümmert auch der angebliche Bodendecker. Daraufhin wird neu gepflanzt; und der Cotoneasterreservatszyklus kann von neuem beginnen.« (Hard 1987, 29)

Es verwundert nicht, dass diese Pflanzen mittlerweile weitgehend aus dem öffentlichen Raum verschwunden sind und Ansaaten mit billigem Gebrauchsrasen Platz gemacht haben: Rasenflächen sind prinzipiell betretbar und maschinell leicht pflegbar und damit eine ideale Grundbegrünung. Zudem entfallen die Entsorgungskosten für das Schnittgut, wenn man es als Mulch auf den Flächen liegen lässt. Doch ist Rasen, der auf normierten Saatgutmischungen basiert und häufig als fertiger Rollrasen ausgebracht wird, nicht nur sehr homogen, sondern durch die Mulchmahd wird auch seine potentielle Artenvielfalt, die sich mit der Zeit durch Sukzession etablieren könnte, dauerhaft minimiert, weil die Grassoden verfilzen. Daher trägt er mittlerweile erheblich zur Monotonie städtischer Freiräume bei. Bei seiner Zurückdrängung – er ist auch schlecht an die zunehmende Trockenheit angepasst – wird man aus dargelegten Gründen kaum auf die heutige Landschaftsarchitektur setzen können, denn diese setzt häufig genug auf eine Minimalausstattung aus Bäumen, Sträuchern und Rasen.

Die Aussage, dass man sich angesichts der Monotonie gestalteter urbaner Freiräume wenig Hilfe von der Landschaftsarchitektur erwarten könne, scheint

in Widerspruch dazu zu stehen, dass in den 1990er Jahren eine neue und explizit gestalterisch orientierte Pflanzenverwendung aufkam. Allerdings wurde und wird diese weniger von der Landschaftsarchitektur als vielmehr von Spezialisten getragen. Deren Motivation war nicht nur die einfallslose Pflanzenverwendung der 1970er und 1980er Jahre, sondern auch die weiter zunehmende Verarmung der Landschaften. Daher ließ man sich von blumenreichen Wiesen wie auch von südosteuropäischen oder alpinen Staudenbeständen anregen. Das Ganze wurde jedoch nicht vegetationskundlich fundiert untermauert, sondern man blieb weitgehend einer gärtnerischen, d.h. ästhetische Perspektive verhaftet. Diese führte zu einer Beschäftigung mit neuen, fremden Arten, weil man prächtige Pflanzenbestände anstrebte, die auch an nährstoffreiche Gartensubstrate (Hortisole) angepasst waren. Arten von Trockenrasen und thermophilen Säumen, wie sie die Kasseler Schule zur Senkung der Produktion von Biomasse auf nährstoffarmen wassergebundenen Decken verwendete, fielen damit aus. Das hatte notwendig Auswirkungen auf die Pflegebedürftigkeit der Pflanzungen.

Die den Bezug auf Gebrauchsnutzen ersetzende ästhetische Orientierung etablierte sich parallel zum Revival der Gestaltung in der Landschaftsarchitektur in den 1990er. Man bezog sich u.a. erneut auf die Tradition der Naturgartenidee eines Willy Langes, sah sich aber explizit in Opposition zur naturschützerischen Auslegung dieser Idee in den 1980er Jahren, insbesondere bei Louis Le Roy. Richard Hansen ignorierte man, obwohl er diese Opposition teilte, weil er die Pflanzenverwendung wie die Kasseler Schule, nur anders, vegetationskundlich fundierte. Diese Orientierung an der Vegetationskunde, die zur Pflanzenverwendung nach Lebensbereichen führte – gilt nicht nur als zu kompliziert, sondern letztlich auch als zu naturdeterministisch, also die gestalterische Freiheit zu sehr einschränkend. Die Wiederentdeckung dieses Ansatzes führte dann dazu, dass er plötzlich als *New German Style* galt, obwohl er eigentlich aus der Tradition der bodenständigen Gartenkunst abgeleitet war, also über eine bis Ende der 1920er Jahre zurückreichende Tradition verfügt. Da die Idee einer ökologischen Fundierung von Pflanzenkombinationen aber schon aus legitimatorischen Gründen nicht völlig aufgegeben wird, werden wissenschaftliche Alternativen gesucht. Das läuft letztlich auf einen Bruch mit der inhaltlichen Tradition der modernen Pflanzenverwendung seit Beginn des 20. Jahrhunderts hinaus, in der die Pflanzensoziologie Erkenntnisse über naturnahe standortgerechte Vegetationsbestände liefern sollte. Ob der damit verbundene gestalterische Freiheitsgewinn produktiv ist oder ob er nur wie in der Landschaftsarchitektur zu größerer Beliebigkeit führt, wird im Folgenden zu prüfen sein, nachdem die verschiedenen Formen moderner Pflanzenverwendung ausgeführt wurden.

